

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **36 (1956-1957)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Charles-Veillon-Preis für den deutschsprachigen Roman

Vor kurzem wurde anlässlich einer in dem gewohnt gediegenen Rahmen durchgeführten Veranstaltung zum dritten Male der Charles-Veillon-Preis für den deutschsprachigen Roman verliehen. Anwesend waren der Stifter persönlich, die Jury, Vertreter der Presse sowie zahlreiche Gäste aus dem literarischen Leben. Ferner bemerkte man den Stadtpräsidenten von Zürich, den schweizerischen Gesandten in der Bundesrepublik, Minister Huber, den deutschen Generalkonsul in Zürich sowie weitere prominente Persönlichkeiten. Der Jury gehören an: Minister C. J. Burckhardt als Präsident, ferner aus der Schweiz Werner Bergengruen, Dr. h. c. Meinrad Inglin, der Rektor der ETH, Prof. Dr. Karl Schmid, Redaktor Dr. Werner Weber, Zürich; aus Deutschland Dr. h. c. Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Goes, Stuttgart, sowie aus Österreich Karl Heinrich Waggerl, Wagrain (Salzburg).

Aus 109 eingesandten Arbeiten waren von der Jury vier Romane in die engste Wahl gezogen worden, und zwar: Gerd Gaiser, «Das Schiff im Berg», Margrit Janson, «Auburn und das Tal», Hans A. Moser, «Vineta», Franz Tumlér, «Der Schritt hinüber». Die Jury entschloß sich, den Preis dem 46jährigen österreichischen Schriftsteller Franz Tumlér zu gewähren.

In seiner Ansprache betonte Minister Burckhardt als Präsident der Jury, daß auch diesmal die Meinungen über die

Zuerkennung des Preises wesentlich auseinandergingen. «Die Diskussion war lebhaft, und die Einigung erfolgte spät.» Für die Zuerkennung des Preises war die hohe dichterische Gestaltung eines Vorganges maßgebend, der in der Heimat des Dichters am Ende des zweiten Weltkrieges in der Zeit der Besetzung eine Gruppe Menschen erfaßt, unter denen um eine ausgelieferte Frauengestalt herum Leidenschaften und Gewalten sich auswirken, die weit über Einzelschicksale hinausgehen und der Epoche angehören. Die hohe dichterische Ausführung erfaßt nicht nur die Menschen, sondern die ganze Natur, und sie wird zum Erlebnis durch realste bis zu surrealistischen Mitteln — ein Sturm, der «vorüberbraust und am Ende des Buches verstummt, wie eine der großen Katastrophen der Natur».

Nachdem unter dem großen Beifall der Anwesenden der Stifter des Preises, Charles Veillon aus Lausanne, dem Preisträger die Auszeichnung übergeben hatte, stattete dieser in sehr sympathischen Worten seinen Dank ab, indem er daran erinnerte, daß er vor siebenunddreißig Jahren als Junge mit einem Transport hungriger Kinder aus Österreich nach der Schweiz gefahren sei, und daß er sich auch heute angesichts des Walensees wieder an diese erste Fahrt nach der Schweiz erinnert habe. Die Fähigkeit, sich tiefer und genauer als andere Menschen zu erinnern,

gehöre vielleicht zum Schriftsteller, der diese Erinnerung in die Kunst umsetzt, sie aus dem Leben in eine andere Sphäre versetzt. Die Frage nach der Beziehung zwischen Erinnerung und Leben, nach der Wirklichkeit in Kunst und Leben beschäftigt den Autor auch in seinem preisgekrönten Roman. In bescheidener Weise berichtete der Autor, daß er im Augenblick, da er die Nachricht von der Verleihung des Preises erhalten habe, damit beschäftigt gewesen sei, seinen Roman zum dritten Male zu überarbeiten. — Der Dichter lebt den größten Teil des Jahres im oberösterreichischen Altmünster am Traunsee, während er den Winter meistens in Berlin verbringt, der Stadt, von der er mit dem Literaturpreis ausgezeichnet worden ist.

Die feierliche Überreichung des Preises verstärkte unter den zahlreichen Gästen das Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Stifter, welcher die literarischen Preise, nämlich für den Roman in französischer, italienischer und deutscher Sprache, im Jahre 1947 ins

Leben gerufen hat. Die Gedanken, welche den Stifter dabei bewegten, äußerte er wie folgt:

«Alles, was geeignet ist, auf irgendeine Weise die Menschen sich näher zu bringen und ihr Verständnis für einander zu fördern, trägt etwas bei zum eigentlichen Bau der Menschheit. Dieser Bau kann nur aus Verstehen und Liebe errichtet werden. Das Wort, die Sprache sind vorzügliche Mittel dieses Verstehens, und hier liegt der Zweck, den diese Preise verfolgen: es sollen in allen Ländern, in denen man Französisch, Deutsch oder Italienisch spricht, Schriftsteller entdeckt und bekannt gemacht werden, die durch ihr Werk Verbindungen schaffen können, was die unerläßliche Vorbedingung dafür ist, daß die Menschen sich vertragen lernen.»

Im nächsten Jahre jährt sich die Verteilung des französischen Preises zum zehnten Male. Bei diesem Anlaß werden erstmals die drei Romanpreise gleichzeitig, im Mai 1957, in Lausanne verliehen werden.

Der Autor und das Publikum

XXVIII. PEN-Club-Kongreß in London

«London hat keinen Ort, wo sich bekannte Schriftsteller treffen können. In einem Dinner-Club hätten sie Gelegenheit, gesellig beisammen zu sein, ohne damit Verpflichtungen einzugehen...», heißt es in dem Schreiben, mit dem der PEN-Club 1921 in London von Mrs. *Dawson-Scott* gegründet wurde. Eine Photokopie der ersten Statuten war, neben anderen Dokumenten zur Geschichte dieser internationalen Schriftstellervereinigung, im Londoner Bedford College ausgestellt worden, in

dem der XXVIII. Pen-Club-Kongreß unter dem Vorsitz der Historikerin Dr. *C.D. Wedgwood* vom 8. bis 13. Juli tagte. Den Kongreßteilnehmern mochte das Herz schneller schlagen, oder sie mochten nachdenklich werden, wenn sie daran dachten, was aus dem einstigen «Dinner-Club» der «poets, playwrights, editors, novelists» geworden ist. London, das seit 1941 erstmals wieder den PEN-Club bewirten durfte, zeigte sich von einer ungewohnten Seite, öffnete den 700 Delegierten, Mitgliedern und

deren Gästen aus Ländern diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges Herzen und Türen. Die Kongreßteilnehmer wurden von der königlichen Familie, der Regierung, dem Lord Mayor der City, dem Sprecher des Unterhauses, von den Botschaftern der USA, Frankreichs, Italiens, Deutschlands empfangen, und jeder einzelne wurde mit einem kleinen, aber gewichtigen Bündel privater Einladungskarten zu Cocktailparties, Dinners, Teenachmittagen, Empfängen, Ausflügen, Theaterbesuchen überrascht.

Das englische Center, der diesjährige Gastgeber, hatte sich an die Regel gehalten, nach welcher der PEN-Club ins Leben getreten ist. Das «social game», wie es die Engländer kultivieren, in dessen Rahmen alte Freundschaften aufgefrischt, neue Bekanntschaften geknüpft werden konnten, schluckte den Löwenanteil der Tätigkeit des PEN-Kongresses. Es wurde so ausgiebig und charmant gepflogen, daß die literarischen Sitzungen, die kaum 9 Stunden der Kongreßwoche ausfüllten, daneben verblaßten und zweitrangig wurden. Blätterte man das seitenlange Programm durch, das von dem vierköpfigen «Unterhaltungskomitee» zusammengestellt worden war — ein Programm der privaten Initiative und nicht der staatlichen Organisation, ein Programm der gesellschaftlichen Reverenz vor der Literatur —, so konnte man zweifeln, ob dieses Forum noch den richtigen Blick haben würde, um das spezielle literarische Thema des diesjährigen Kongresses zu diskutieren —, ein Thema, mit dem sich die Literaten in die Domäne der Soziologie begaben: *Der Autor und das Publikum: Probleme der Verständigung*.

Die Teilnehmer dieses Kongresses jedenfalls litten kaum unter Kontaktschwierigkeiten, und so war es verständlich, daß die englische Schriftstellerin Rosamond Lehmann vorgeben konnte, die Fragen, die in der Debatte behandelt werden sollten — Wie sieht das neue Publikum aus? Was bedeuten Radio und Fernsehen? — nicht zu ver-

stehen. Sie verwies auf die Publikationslisten der Verleger und fragte: Wie ist es möglich, daß ein Autor heutzutage sein Publikum nicht erreicht? Diese Frage zielte zweifellos ins Schwarze, da ein Teil der anwesenden Autoren just zu denen gehört, die mit viel Geschick die Maschinerie des Radios, der Rotationspressen, des Films, des Fernsehens in einem unaufhörlichen Umtrieb halten — die Maschinerie der sogenannten «Massenkommunikationsmittel», denen wiederum von anderen Sprechern der Prozeß gemacht wurde.

Das eigentliche Problem, das mit dem Thema dieses Kongresses anvisiert werden sollte, ist vielleicht von der Literatur selbst geschaffen worden. Nachdem die Avantgarde von Gestern und Vorgestern das Technologische des schöpferischen Prozesses zu einer differenzierten, ausgefächerten Bewußtheit gebracht hat, nachdem diese erhöhte Reizschwelle zu einem modischen Allgemeinbesitz geworden ist, fühlt sich der sensible Autor gleichsam von einer «Spiegelwelt» umringt, von einer verständig-unverständigen Masse. Und nachdem seit dem 19. Jahrhundert der Gegensatz des schöpferischen Menschen zum degradierten Publikum zum Axiom erhoben worden ist, führt die gelegentliche Hilflosigkeit des Autors gegenüber der realen Technologie zu Mißverständnissen, zu einer Haßliebe gegenüber der Apparatur. Diese Spannung scheint jedoch längst «zeremonialisiert» worden zu sein.

Die kurzen, vorbereiteten Stellungnahmen der einzelnen Sprecher, die keine lebendige, bewegliche Diskussion aufkommen ließen, diese bekenntnishaften Wahrheiten in einem Fall, zerbröckelten die literarischen Sitzungen. Rosamond Lehmann negierte die sogenannte Öffentlichkeit. Sie ließ nur den inneren Prozeß des Autors gelten. J. B. Priestley hingegen forderte seine Kollegen auf, sich den neuen Instrumenten zu stellen, wo immer man sie trifft. Priestley animierte zum Mitmachen — in der Hoffnung, das Niveau heben und mit echter Verantwortlichkeit füllen zu können. Wohin

dieses Engagement zwangsläufig führt, brachte der amerikanische Dramatiker Elmer Rice an den Tag: Man habe in den USA wohl keine staatliche Zensur, aber die privaten Gruppen übten einen ständig wachsenden Druck aus. Wenn ein Fernsehstück nicht nur 300 000 Menschen erreicht — wie vielleicht eine Theateraufführung —, sondern 100 Millionen, so müssen jene Gruppen, die an den Hebeln und Schaltern sitzen, die Kommunikation zwischen dem industrialisierten Autor und den passiven Millionen herstellen, eine selektive Kontrolle ausüben. Der Autor wird ins System eingespannt.

Soll der Literaturkritiker die Rolle eines Vermittlers zwischen Autor und Öffentlichkeit übernehmen? Robert Henriques holte zu einem gezielten Schuß aus, zu einer kleinen Provokation, die nicht zuletzt Zivilcourage bewies. Henriques nannte die Cliquenwirtschaft innerhalb der englischen Literaturkritik beim Namen, prangerte das üble System der Freundschaftsbesprechungen an, mit denen die literarischen Gruppen sich gegenseitig hochachten: «Die Clique versteht weder den Autor noch das Publikum, die Clique versteht nur sich selbst.» Es sei die moralische Integrität des Kritikers, das in den «Vermittler» investierte Vertrauen, die bei dieser verzerrten Literaturkritik verlorengehen. V. S. Pritchett nahm diesen Angriff gewissermaßen indirekt zurück, der Kritiker sei kein literarisches Auskunftsbüro, sei nicht der Öffentlichkeit verpflichtet, sondern seinen Kollegen, den Schriftstellern. Das Publikum könne dem internen Spiel wie einem sportlichen Wettkampf zuschauen. Im Hintergrund hatte Pritchett die These, daß es keinen neuen Leser gäbe, sondern immer nur das uralte Publikum, mit dem der Autor seit eh und je zu ringen hatte.

Pritchett führte mit Recht das qualitative Argument ins Feld. Wohin der schiefe Blick auf die Quantität, auf die Abermillionen der Buchstabenleser führt, ließ eine Erklärung des polnischen Delegierten Antoni Slonimski erkennen, der mit Zynismus, gegen den

sich auch nicht eine Stimme zur Wehr setzte, offenbarte: «Die Buchproduktion in Polen ist heutzutage hundertmal größer als vor dem Kriege. Was heißt das? Es heißt, daß Sie eine soziale Revolution brauchen, wenn Sie den neuen Leser erreichen wollen. Unglücklicherweise ist ein solcher Schritt mit gewissen Unannehmlichkeiten verbunden, und es wäre unfair von mir, wenn ich Ihnen nicht einen Wink geben würde...!»

Gegen die Verführung durch die Massen der Lesekundigen brachte der Franzose Denis Saurat den gewichtigsten Einwand vor, als er darauf hinwies, daß es für die Literatur gleichgültig sei, ob es in Indien oder China Millionen neuer Leser gäbe — diese Leser würden vielleicht in Kürze durch die Kybernetik, die Wissenschaft von der Kommunikation, versorgt werden. Es sei immer nur ein kleines Publikum, das zählt, das sich seinen Autor wählt und durch seine Wahl die wirksamste Kritik ausübt.

Der sogenannte neue Leser wollte keine greifbare Gestalt annehmen. Nachdem er jedoch einmal erdacht worden war, geisterte er auch noch durch die restlichen Kongreßtage. Die letzte Sitzung war der Geschichte gewidmet, die von einigen Sprechern der «literarischen Branche» zugeordnet wurde. Was wünscht das Publikum vom Historiker? Darf der Historiker der Geschichte eine Konzeption auflegen? Gibt es eine neue Technik der Biographie? Fragen, die sich nicht mir nichts, dir nichts beantworten lassen, Fragen, welche die Geschichtswissenschaft ein Jahrhundert hindurch beschäftigt haben. Liddel Hart kam mit dem Problem in Tuchfühlung. Die Historiographie leide teilweise an Unlesbarkeit, die, vornehmlich in der deutschen Geschichtsschreibung, zu einer Isolierung geführt habe. Deutschland habe die Folgen dieser Kapitulation der Geschichtsschreibung vor dem Leser bitter zu spüren bekommen. Der Historiker sollte, soweit es möglich ist, selbst einmal Geschichte gemacht haben. Aber auch Liddel Hart sah kein neues Publikum,

und so war es unausweichlich, daß in der Zusammenfassung, die zum Schluß gegeben wurde, der Berg eine Maus gebar: Das neue Publikum ist das alte Publikum. Die Probleme der Kommunikation haben sich nicht geändert. Man stand wieder am Anfang.

André Chamson, der neue internationale Präsident des PEN-Clubs, sagte

in seiner magistralen «Antrittsrede», mit welcher der Kongreß abgeschlossen wurde, daß die Schriftsteller dann am stärksten seien, wenn sie sich nicht in andere, in politische Belange, einmischen. Sie verlieren dabei.

Alfred Schüler

Tessiner Brief

Das literarische Jahr 1955

Man muß sagen, daß das Jahr 1955 nicht besonders fruchtbar an dichterischen Erzeugnissen gewesen ist, oder sagen wir besser, daß das Geistesleben in unserm Kanton nicht sehr lebhaft war, daß ein gewisses Schweigen herrschte. Hoffen wir, es sei ein verheißungsvolles Schweigen, angefüllt von stiller Aktivität... Ein Anzeichen, so klein es auch sein mag, dieser verminderten literarischen Vitalität sehen wir im Umstand, daß der «Chiesa-Preis», dazu bestimmt, einen jungen Autor zu unterstützen, nicht verliehen werden konnte, da sich niemand seiner würdig erwies.

Ein weiteres Symptom: im vergangenen Jahr wurden zwei Bücher neu verlegt, die aus dem nunmehr fernen Jahre 1943 stammen. Jenes Jahr war ein besonders fruchtbares, in erster Linie dank den durch den Krieg bedingten Umständen, indem viele italienische Flüchtlinge unsere künstlerische Tätigkeit wirksam stimulierten, dank aber auch der Tatsache, daß, infolge der Abgeschlossenheit von der Umwelt, das Interesse fürs eigene Land stärker und tiefer geworden war. Das erste dieser beiden Bücher: *Signore dei poveri morti* (zu deutsch: der Herr der armen Toten) von *Felice Filippini* erhielt damals den «Premio Lugano» und kennzeichnete den Beginn der dichterischen Laufbahn *Filippinis* mit einem starken Akzent und bemerkenswerter Disziplin, so daß es

bis heute sein bestes Werk geblieben ist, jenes, worin der poetische Ton und die Kraft des Gefühls den Höhepunkt erreichen. Heute ist es in Italien (bei *Vallecchi* in Florenz 1955) ohne wesentliche Änderungen neu publiziert worden. Infolge des zeitlichen Abstands von zwölf Jahren besitzen seine Seiten aber vielleicht nicht mehr ihre damalige Schlagkraft. Die italienische Kritik hat dem Buch einen ziemlich günstigen Empfang bereitet. Es ist ein Werk, das man mit lebhafter Anteilnahme wieder liest; man findet darin ein echtes Vibrieren, eine Unmittelbarkeit und Frische, welche gewisse literarische Mätzchen (surrealistische Einflüsse oder eintönige rhythmische Wiederholungen, wohl amerikanischer Herkunft) durchaus nicht zu beeinträchtigen vermögen. Man spürt, daß es sich um persönliches, tiefes Erleben handelt, um ein ausdrucksvolles, wirklich gelebtes und durchlittenes Bekenntnis, einen Reichtum des Stoffes also, wie man ihn in den späteren Werken des Verfassers nicht mehr in dieser Dichte findet.

Der Band *Piero Bianconis: Croci e rascane* (Kreuze und Kornleitern) stammt ebenfalls aus dem Jahre 1943 und vereinigt einige Kapitel, die von vertrauter Kenntnis des Tessins zeugen, von einem liebevollen Erforschen der Heimat, das zweifellos von der durch den Krieg bedingten Abgeschlossenheit

begünstigt und angeregt worden ist. Es ist wohl kaum unsere Aufgabe, darüber Schlechtes zu sagen, beschränken wir uns darauf, eine Stelle aus der Rezension von E. N. Baragiola zu zitieren (NZZ 24. 4. 1956): «Noch festlichere Aufnahme gebührt der vorliegenden, stark veränderten, erweiterten zweiten Fassung. Von den einundzwanzig Stücken der ersten sind nur dreizehn geblieben, dafür elf neue aufgenommen. Neu sind auch die in Kursivdruck als Intermezzi eingeschalteten achtzehn knappen Prosen des ‚Lunario‘, eines von mutwilligen Einfällen gelenkten Ganges durchs Kalenderjahr.» Der Vollständigkeit halber erwähnen wir, daß vom gleichen Autor — der sich nunmehr entschieden der Kunstkritik zugewandt hat — eine Monographie über Lotto vorliegt, den venetianischen Maler, den die große Ausstellung von 1953 im Dogenpalast auch dem breiten Publikum geoffenbart hat (*Tutta la pittura del Lotto*, Rizzoli, Milano 1955).

An wirklich Neuem sind zwei Werke anzuführen, die ein beträchtlicher Abstand trennt: das eine von *Pietro Salati*, *Il drago s'è rimboccato le maniche* (zu deutsch: Der Drache hat sich die Ärmel hochgekremgelt), Il Roccolo, Lugano 1955: das Tagebuch einer chinesischen Reise; das andere von *Enrico Talamona*, *Vecchia Bellinzona* (Salvioni & Co., Bellinzona 1955), das liebevoll Menschen, Taten und Lebensverhältnisse von vor fünfzig Jahren erstehen läßt und in unserer turmreichen, gemütlichen Hauptstadt spielt. Der junge Maler Salati stürmt in ein unendliches Land hinein, das rasch seine Lebensbedingungen verändert, während der reife Talamona eine Reise in die Vergangenheit unternimmt à la *recherche du temps perdu*, eine ruhige Reise voll gefaßter Innigkeit.

Talamona, der in Bellinzona geboren und aufgewachsen ist und dort lange Jahre gelebt hat, besitzt vor allem die Gabe eines konkreten Gedächtnisses. Er versteht es, Profile, Gestalten und Ereignisse der Vergangenheit wirksam auferstehen zu lassen. Und — eine wei-

tere, kostbarere Gabe — er tut es mit warmer Sympathie, mit tiefer und echter Pietät. So wird die Lektüre seines Buches, das unter einem gewissen Gesichtspunkt lediglich als Chronik kleiner und kleinstädtischer Dinge, als Gepoluder aus einem beschränkten, alltäglichen Leben betrachtet werden könnte, zu einem wahren Vergnügen. Sie spricht auch den an, der von diesem Leben nichts weiß und sich kaum dafür interessiert. So groß ist die Kraft des echten Gefühls und der weisen Mischung von Humor und Zartgefühl, denen man bei Talamona begegnet. Eine ganze Schar gutmütiger und geistvoller Menschen tritt einem auf diesen Seiten entgegen, die im Grunde genommen literarische Nichtigkeiten sind, aber mit dem Duft der erwähnten Eigenschaften: Priester und Staatsräte, Kaufleute mit der Virginia im Mund auf der Schwelle ihres Ladens. Frauen und Kinder, Freud und Leid. Ein Beispiel für den Stil Talamonas möge genügen. Es ist dem prächtigen Porträt des Erzpriesters Don Enrico Fonti entnommen. Wenn dieser den Abendsegens erteilte, mußte Talamona als Ministrant ihm von hinten das Schultervelum umhängen, «und wenn ich es ihm reichte und die Hände vorstreckte, wartete ich jeweils, bis seine Hände es ergriffen, um es besser auf den Schultern zu befestigen, und dann geschah es, daß er meine Hände einen Augenblick lang in den seinen gefangen hielt und, indem er sich etwas nach vorne neigte, mich hochhob auf seinem athletischen Rücken, so daß meine Füße den Boden nicht mehr berührten. Dann, sich aufrichtend, setzte er mich sachte wieder ab. Ein Spiel vor dem Herrgott, der gelächelt haben mag...»

Auch bei Pietro Salati herrscht oft lächelnder Humor und unterbricht die poetische Bewegtheit gewisser kontemplativer Augenblicke während der glücklichen Reise durch China. Auch hier geben wir ein Beispiel. Auf dem See von Hangchow, zusammen mit schweizerischen Reisegefährten: «Das Schifflin, vorwärts getrieben von der lächelnden, rudern Frau, glitt dahin

übers Wasser von perlmutterner Zartheit. Ein feiner Regen fiel aufs Zelt-dach, fiel aufs Wasser und hinterließ schimmernde Bläschen. Ich horchte auf den feinen Regen und dachte, dies sei die Art und Weise, wie die Stille sich äußert. Es war ein Augenblick, der im Gedächtnis haftet... Da, wie ein Peitschenhieb, ertönten vom Nachbarschiff schrille Appenzeller Jodel. Die Wasser des Sees schauderten zusammen wie meine Haut...»

Dem Buch Salatis, der ein gewandter Erzähler ist, gelingt es, mit seinen weniger als zweihundert Seiten, manche Spalte zu öffnen, durch die hindurch man lebenswürdige Bilder, Tatsachen und Aspekte des modernen Chinas wahrnimmt, dank denen man den sonderbaren Geschmack jenes Lebens zu spüren vermeint, das zugleich uralt und ganz auf industrielle Formen der Zukunft eingestellt ist.

Piero Bianconi